



JP DELANEY

DIE
FREMDE
IN MEINEM HAUS

Thriller

Aus dem Englischen
von Sibylle Schmidt



PENGUIN VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
My Darling Daughter bei Quercus, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Copyright © 2022 by JP Delaney

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Ulla Mothes

Covergestaltung: www.buerosued.de

Covermotiv: Maria Petkova/Trevillion Images

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-60288-0

www.penguin-verlag.de

*Für Caradoc:
Literaturagent, Freund und Beweis dafür,
dass solche Geschichten gut ausgehen können.*

GABE

ALLES beginnt mit einer Nachricht in den Social Media. Was an sich nichts Ungewöhnliches ist, Susie bekommt täglich mindestens zwanzig; wenn ein Gig ansteht oder die Band gerade einen neuen Song veröffentlicht hat, oft auch viel mehr. Sie wartet meist, bis sich einige angesammelt haben, und beantwortet dann alle in einem Aufwasch. *Hi, danke für deine lieben Worte! Schön, dass euch unsere Musik gefällt ...*

Aber diese Nachricht muss sich für Susie anfühlen, als reiße jemand die Haut über einer fünfzehn Jahre alten Wunde ab.

Hallo, Susie. Ich heiße Anna Mulcahy, aber mein Geburtsname ist Sky Jukes. Ich bin fünfzehn Jahre alt. Wenn du am 6. März 2007 um etwa fünf Uhr nachmittags in der Klinik St George's ein Mädchen geboren hast, das später adoptiert wurde – könnten wir uns dann mal treffen? Ich glaube, dass du meine leibliche Mutter bist.

Viele Grüße

Anna

Das wäre an sich schon Schock genug. Aber was Susie dann dazu bringt, kreidebleich und tränenüberströmt in mein Studio zu stürzen und mir stumm ihr iPad hinzuhalten, ist der letzte Satz:

P.S. Ich bin schrecklich unglücklich.

GABE

SUSIE brachte das Kind mit zwanzig zur Welt, als sie gerade ihre ersten Engagements als Backgroundsängerin bekam. Damals kannten wir uns noch nicht. Die Schwangerschaft, Ergebnis einer flüchtigen Beziehung, war nicht geplant. Jobs für Backing Vocals waren mit langen Tourneen verbunden, ein Baby hätte für Susie bedeutet, ihren geliebten Beruf aufgeben zu müssen. Allerdings wusste sie zu diesem Zeitpunkt noch nichts von ihren Myomen. Heute, nach fünf Fehlgeburten und zahllosen weiteren Versuchen, schwanger zu werden, bereut sie ihre Entscheidung von damals.

Die meisten Menschen denken wahrscheinlich, wer ein Kind zur Adoption freigibt, hat sich das gut überlegt und kann mit den Folgen umgehen. Diese Leute machen sich nicht klar, dass man die Entscheidung lange vor der Geburt des Kindes trifft, während man noch versucht, vernünftig zu sein und alles richtig zu machen. Während man sich einredet, einem kinderlosen Paar einen Herzenswunsch zu erfüllen und dem eigenen Kind ein besseres Leben zu ermöglichen. Während anderes wie die Berufslaufbahn – und ja, auch Partys und das wilde Leben in den Zwanzigern – so viel wichtiger erscheint.

Vielen Menschen ist nicht klar, dass sich eine Adoption auch anfühlen kann, als entscheide man sich für den Tod. Und man fühlt sich verantwortlich dafür, weil man ihn selbst gewollt hat –

einen Tod, den man von Jahr zu Jahr mehr bereut, weil man von seinen Fantasien gequält wird. Weil man sich einbildet, das eigene Kind im Supermarkt zu sehen oder beim Einsteigen in einen Bus. Und das kann unter Umständen fast noch qualvoller sein, als wäre das Kind tatsächlich tot.

Ich kenne mich damit aus, weil meine eigene Tochter mit knapp drei Jahren an Leukämie gestorben ist. Das war grauenhaft und unerträglich und bedeutete zugleich das Ende meiner ersten Ehe. Aber es war auch final; daran ließ sich nichts ändern, man konnte nur versuchen, den schmerzhaften Verlust im Laufe der Zeit irgendwie zu bewältigen. Für Susie dagegen war das anstrengendste Gefühl von allen Hoffnung, aber in Kombination mit Verzweiflung. Ständig gingen ihr Fragen durch den Kopf wie: Was macht Sky wohl heute? Hat sie schon das Alphabet erlernt? Kann sie bereits schwimmen? Hat sie ihren ersten Kuss erlebt?

Wenn wir beide gefragt werden, wie wir uns kennengelernt haben, sagen wir oft im Scherz, Susie sei mein Groupie gewesen. Damals war ich ... na ja, nicht gerade in aller Munde, aber meine Band Wandering Hand Trouble (blödsinniger Vorschlag der Plattenfirma, heute würde sich keine Band mehr einen Namen geben, der mit sexueller Belästigung zu tun hat) hatte den Übergang von der Boygroup zur Rockband ziemlich mühelos geschafft. Wir planten, im besten Einvernehmen getrennte Wege zu gehen, um es uns mit unserem verdienten Geld gut gehen zu lassen, solange wir noch einigermaßen jung waren. *Going, Going, Gone* war der Titel unserer Abschiedstour, bei der Susie eine der Backgroundsängerinnen war.

Was wir den Leuten normalerweise nicht erzählen, ist, dass ich Susie eines Tages weinend im Backstage-Bereich vorfand und sie fragte, ob ich ihr helfen könne. Es stellte sich heraus, dass Sky an diesem Tag sechs Jahre alt wurde. Susie offenbarte mir etwas von ihrer Geschichte, ich erzählte von Leah, und wir begannen eine Beziehung. Nicht gerade typischer Rock'n'Roll-Lifestyle.

Aber ein paar Attribute dieser Art gibt es schon in unserem Leben. Wir wohnen in einem wunderschönen Farmhaus am Rande von London, zusammen mit ein paar Pferden und Hühnern und einem Hund namens Sandy, den wir aus dem Tierheim gerettet haben. Innen ist das Haus hell und modern, an den Wänden hängen Werke der jungen britischen Kunstszene. Wir haben sechs Schlafzimmer; als wir uns das Haus zum ersten Mal ansahen, wies der Makler uns darauf hin, wie ideal es für eine große Familie sei, wie viele Kinder hätten wir denn? Bei diesem Thema wissen wir immer beide nicht, wie wir reagieren sollen, und sind deshalb oft schroffer als beabsichtigt. Als ich damals antwortete »keine«, murmelte der Makler hastig, es sei auch bestens für Partys geeignet.

Auf dem Grundstück gibt es eine kleine Scheune, die ich mir zum Studio habe ausbauen lassen; nur für Demo-Tapes allerdings, nicht für die richtigen Aufnahmen. Mittlerweile schreibe ich hauptsächlich Songs für andere. Es kann gut sein, dass ihr von jungen Singer-Songwritern schon Stücke gehört habt, die nicht aus deren Feder, sondern aus meiner stammen.

Dass Susie und ich keine Kinder haben, ist aber wirklich tragisch, vor allem für sie, denn sie sehnt sich danach und wäre garantiert eine wunderbare Mutter. Andererseits haben wir auch noch Zeit, und gegenwärtig hat sie viel Freude daran, endlich mit ihrer eigenen Band Silverlink, die Folkrock spielt, nicht mehr nur in Pubs und kleinen Clubs aufzutreten, sondern als Vorband bei größeren Konzerten. Viel Geld lässt sich damit nicht verdienen – diese Zeiten sind in der Musikbranche ohnehin vorbei –, aber sie liebt dieses Leben. Und mir gefällt es, dass mich bei ihren Auftritten kaum noch jemand erkennt; ich bin einfach nur ihr Partner am Bühnenrand. Für die Band habe ich auch einen Song geschrieben, »Lullaby for Leah«, der bei den Streaming-Portalen ein kleiner Hit wurde. Und mein Herz fließt immer über vor Liebe, wenn ich im Publikum stehe und Susie meine Worte singt und sich in diesem

ekstatischen Moment alle Teile meines Lebens zu verbinden scheinen.

Als sie in mein Studio stürzt, ohne vorher durch die Trennscheibe zu schauen, um zu checken, ob ich am Aufnehmen bin, weiß ich sofort, dass etwas Dramatisches passiert sein muss. Mit einer unguten Vorahnung lese ich die Nachricht auf ihrem iPad. Und auch, als ich in Susies Augen eine Mischung aus allerlei Emotionen sehe – Angst, Schock, Sorge, aber auch etwas wie Euphorie, dass dieser Moment tatsächlich gekommen ist –, lässt das vage bedrohliche Gefühl nicht nach. Obwohl wir bislang kinderlos sind, haben wir eine Zufriedenheit erreicht, die ich gern bewahren möchte. Und ich weiß sehr wohl, wie angreifbar sie ist.

SUSIE

GABES erste Frage war: »Bist du ganz sicher, dass es wirklich *sie* ist?«

Ich nickte wortlos, meine Kehle war wie zugeschnürt.

»Aber ... woher weiß sie das alles? Diese ganzen Details?« Er las die Nachricht noch mal. »Deinen Nachnamen. Den genauen Zeitpunkt ihrer Geburt.«

»Es gibt da dieses ... Dokument.« Ich holte tief Luft. »Einen Brief, in den bei der Adoption alles reingeschrieben wird über die Mutter, die Geburt, den Adoptionsvorgang, damit das Kind später über seine Herkunft Bescheid weiß. Diesen Brief bekommen die Kinder, wenn sie alt genug sind, ihn zu verstehen.«

»Aber sie soll doch keinen Kontakt mit dir aufnehmen, oder?«

Ich schüttelte den Kopf. »Die Geburtsurkunde bleibt bis zum achtzehnten Geburtstag versiegelt. Aber ich bin nun mal leicht zu finden, vor allem, falls man ihr gesagt hat, ich sei Sängerin bei einer Band.« Wir sind natürlich auch bei Instagram, Facebook und Twitter, das ist Teil unserer PR-Arbeit.

Gabe runzelte die Stirn. »Dann sollen wir sicher auch nicht darauf reagieren, oder?«

»Also, ich werde das ganz bestimmt nicht ignorieren.« Meine Stimme klang schärfer als beabsichtigt. Aber Gabe, so großzügig er auch ist, erweist sich immer wieder als erstaunlich gesetz-

treu, vor allem für einen Rockmusiker. »Und sie scheint ja auch meine Hilfe zu brauchen.«

»Na ja, sie hat dich indirekt um Hilfe gebeten. Was nicht unbedingt das Gleiche sein muss.« Als er meinen Blick bemerkte, fügte er hinzu: »Sie ist in der Pubertät, Susie. Da ist man oft melodramatisch, das war bei mir nicht anders.«

»Aber sie hat mit mir *Kontakt* aufgenommen, Gabe. Wie du selbst sagst: Das soll nicht passieren, es muss also einen massiven Grund geben. Außerdem ...« Ich hielt inne, einen Moment lang zu überwältigt, um weiterzusprechen. Dann sagte ich leise: »Ich habe fünfzehn Jahre lang darauf gewartet. Unter keinen Umständen werde ich diese Chance jetzt versäumen.«

Es war eine sonderbare Trauer, denn sie wurde mit den Jahren stärker statt schwächer.

Am Anfang stand die Verzweiflung, dieses scheußlich schmerzhafteste Gefühl, dass mir etwas entrissen wurde, das ich geliebt hatte. Dieser Schmerz ließ im Lauf der Zeit nach, wenn er auch nie vollständig verschwand. Eine Therapeutin sagte mir einmal, dass dieses Verlustgefühl nicht weniger wird, dass wir aber unser Leben darum herum gestalten können, so wie ein Baum um einen Nagel in seiner Rinde weiterwächst. Als meine Karriere als Musikerin Fahrt aufnahm – kein großer Glamour und kein Leben als Star, aber doch kontinuierlich und befriedigend –, empfand ich mein Leben als vollständiger. Und, klar, eine Zeitlang war ich wild drauf, arbeitete viel und feierte viel, was aber vielleicht auch Teil meiner Bewältigungsstrategie war.

Dann lernte ich Gabe kennen, und meine biologische Uhr machte sich bemerkbar. Vielleicht war es auch umgekehrt, und ich hatte unbewusst angefangen, nach einem Mann Ausschau zu halten, mit dem ich eine Familie gründen wollte. Einem Mann, der fürsorglicher und verlässlicher war als die klischeehaft zügellosen

Rockmusiker, mit denen ich mich vergnügte, bis ich plötzlich keinen Spaß mehr daran hatte.

Ein Jahr nach unserer Hochzeit beschlossen wir gemeinsam, dass ich die Pille absetzen sollte. Und da ging es mit den Schmerzen los. Bei Myomen ist es offenbar häufiger so, dass die Symptome durch Hormongaben gedämpft werden. Weshalb man sich ausgerechnet dann beim Sex unwohl fühlt, wenn man häufig welchen haben will, um schwanger zu werden.

Als ich mich in Behandlung begab, hatte ich bereits recherchiert und wusste, was mich erwartete. Dennoch wurde das Ganze für mich erst richtig real, als ich es zu hören bekam. Verstärkte Menstruationsbeschwerden. Eingeschränkte Empfängnisfähigkeit. Erhöhte Gefahr von Fehlgeburten. Deshalb entschied ich mich für eine Operation und war selig, als ich drei Monate danach schwanger wurde. Ich kam mir vor, als habe ich dem Schicksal ein Schnippchen geschlagen.

Meine erste Fehlgeburt kam früh – ein jäher Schmerz im unteren Rücken, ich rannte aufs Klo, wo ich einen Fleck in meinem Höschen entdeckte, den ich im ersten verwirrten Moment für meine Regel hielt. Schreckliche Krämpfe, dann ein braunroter Schwall, der an Kaffeesatz erinnerte. Es dauerte ein paar Stunden, aber ich weinte noch Tage später.

Die folgenden Fehlgeburten passierten dann sukzessive zu späteren Zeitpunkten in der Schwangerschaft. Was besonders grausam war, weil ich jedes Mal glaubte, diesmal sei ich über den Berg. Beim zweiten Mal war es in der neunten Woche. Ich rief in der Klinik an, wo man mir sagte, ich solle zu Hause bleiben, es sei denn, die Blutung würde abnorm stark. Die hörten sich an, als hätte ich mir lediglich das Knie aufgeschlagen. Danach brauchte ich Ewigkeiten, bis ich mich wieder auf die Straße wagte. Ich wollte keine Mütter mit Babys sehen. Sogar der kleine Sitz am Einkaufswagen im Supermarkt trieb mir Tränen in die Augen.

Beim dritten Mal sagte man mir beim Ultraschall nach zwölf Wochen: *Es tut uns sehr leid, es gibt keinen Herzschlag mehr.* Gabe unkontrolliert weinen zu sehen, war fast das Schlimmste dabei. Ich bekam Medikamente zum Einleiten, und nach vier Stunden entsetzlicher Krämpfe verlor ich das Baby in unserem Badezimmer. Es hatte die Farbe und Größe einer Pflaume, war aber vollständig ausgebildet.

Danach hörte ich auf, etwaige Geburtstermine im iPad-Kalender zu vermerken; es deprimierte mich zu sehr, sie löschen zu müssen. Noch schlimmer war es, als einer Monate später plötzlich auf meinem Display auftauchte. Als ich nach sechzehn Wochen eine Ausschabung zur Entfernung von Geweberesten hatte, begann ich mich ebenso vor einer Schwangerschaft zu fürchten, wie ich sie herbeisehnte.

An einem besonders trostlosen Muttertag nach meiner dritten Fehlgeburt begann ich wieder an Sky zu denken. Denn bei allen Problemen und Fehlschlägen sagte ich mir, dass ich doch schließlich bereits Mutter sei – mein Kind war irgendwo draußen in der Welt. Meine Tochter. Und all die angestaute Liebe und Hoffnung auf ein weiteres Kind begann, sich auf sie zu konzentrieren, auf das bezaubernde kleine Wesen, das ich kurz im Arm halten durfte, bevor es seinen neuen Eltern übergeben wurde. (In Großbritannien kann man erst nach sechs Wochen offiziell in eine Adoption einwilligen. Manchmal werden Kinder aber für diese Zeitspanne bei einer Pflegeperson untergebracht.) Ich versuchte mir Sky in ihrer Schuluniform vorzustellen. Welche Sportarten machte sie wohl? Hatte sie rotblonde Haare wie ich, und wenn ja, waren sie lang und glatt wie bei mir in meiner Jugend? Würde sie so rebellisch sein wie ich, oder hatte sie das nicht von mir geerbt? War sie musikalisch?

Und manchmal, wenn ich ein Glas Wein zu viel getrunken hatte, begann ich wie besessen das Internet nach ihr zu durchforsten. Es

war zu verlockend, beim Schreiben von Posts – *Wow! Unsere neue Single hat schon über fünfhundert Plays!* – eine Suche zu starten.

Anfänglich, wenn ich glaubte, sie gefunden zu haben, erzählte ich noch Gabe davon, und eine Zeitlang freute er sich mit mir. Erst als er dann einmal schweigend das Bild eines jungen Mädchens auf meinem iPad betrachtete, wurde mir klar, dass er das alles für Wunschdenken hielt. Was es natürlich auch war. Und von den ganz schlimmen Erlebnissen, die mir heute noch die Schamröte ins Gesicht treiben, wusste er gar nichts – von meinen betrunkenen Nachrichten auf Instagram oder Snapchat, die mit den Worten begannen: *Hallo, du kennst mich nicht, aber ...*

Damit hörte ich auf, nachdem eine Vierzehnjährige meine private Nachricht öffentlich gepostet hatte, mit dem Kommentar: *Wie krass gruselig ist das denn wohl?*

Natürlich suchte ich nach Mädchen, die Sky hießen. Ich kam nicht auf die Idee, dass die neuen Eltern ihr einen anderen Vornamen gegeben hatten. Denn heutzutage gilt es als identitätsstärkend, den Geburtsnamen beizubehalten, das legt man den Adoptiveltern auch nahe. Bei meinen endlosen Recherchen hatte ich zwar gelesen, dass manche Eltern das umgehen, indem sie stattdessen den zweiten Vornamen des Kindes benutzen. Aber letztlich kommt das wohl eher selten vor.

Als ich nun merkte, dass die Eltern wirklich den Namen meiner Tochter geändert hatten, überlegte ich, was für Menschen das wohl waren. Auf jeden Fall offenbar solche, denen Anna besser gefiel als Sky.

Und genau das hatte Gabe nicht erfasst, als ich ihm die Nachricht zeigte. Ich freute mich nicht nur darüber, dass Sky und ich uns endlich gefunden hatten. Sondern ich hatte die Befürchtung, vor fünfzehn Jahren einen schrecklichen Fehler gemacht zu haben. Meine Entscheidung hatte ein riesiges Loch in meinem Leben hinterlassen, weil ich weggegeben hatte, wonach ich mich jetzt

sehnte. Aber zumindest hatte ich mir bislang einreden können, dass ich etwas Gutes für meine Tochter getan hatte – dass Sky in einer liebevollen Familie geborgen aufwachsen konnte und gefördert wurde.

Doch wenn das gar nicht so war? Wenn sie bei Menschen gelandet war, die sie nicht zu schätzen wussten, sie womöglich nicht liebten? In Adoptionsforen war schließlich von so etwas immer wieder die Rede.

Und deshalb kam für mich nichts anderes infrage, als die Nachricht zu beantworten. Ich musste herausfinden, ob es meiner Tochter gut ging, auch wenn ich gegen die Regeln verstieß. Sogar wenn – und das machte mir weitaus mehr Angst, als Gesetze nicht einzuhalten – dabei all meine Geheimnisse, die ich bislang in meiner Ehe verborgen halten konnte, zum Vorschein kommen würden.

ANNA

SCHUISSE Scheiße Scheiße.

In dem Moment, in dem ich die Nachricht abschicke, merke ich, dass sie total misslungen ist. In dem P. S. höre ich mich wie die klassische pubertierende Zicke an, wie eine verwöhnte egomanische Heulsuse, die rumjammert, weil sie nicht *Love Island* gucken darf oder so. Ich hätte mich nicht so jämmerlich anhören sollen, sondern mehr darauf vertrauen, dass Susie mich auf jeden Fall treffen will.

Aber vielleicht will sie das ja gar nicht. Vielleicht hat sie in den fünfzehn Jahren nicht ein einziges Mal an mich gedacht. Vielleicht hat sie eine glückliche Familie, ein paar süße Kinder, von denen sie nirgendwo Bilder postet, um die Kids aus der Öffentlichkeit rauszuhalten. Kann sein, dass ich nur eine knappe Abfuhr kriege, so was wie *Danke für deine Nachricht. Ich bin nicht an Kontakt interessiert.*

Jedenfalls bin ich ganz sicher, dass sie es ist. Durch den Lebensbrief war es leicht, sie zu finden. Und als ich Bilder von ihrer Band gesehen habe, gab es keinen Zweifel mehr. Wow, *sie sieht ja aus wie ich.* Und sogar eine viel coolere Version von mir, ehrlich gesagt ... die rotblonden Haare stylish geschnitten mit Pony, strahlend weiße Zähne dicht am Mikro, als sie einen hohen Ton singt, Diamant-Nasenpiercing, das im Scheinwerferlicht glitzert. Auf der sonnenbraunen Schulter ein Schmetterlingstattoo, und ich denke: *Im Ernst jetzt, das ist meine echte Mum?*

Sie ist das absolute Gegenteil von der Frau, die ich jetzt Mum nenne. Susie ist etwa zwanzig Jahre jünger, und vor allem ihr Lächeln macht mich völlig fertig. Auf allen Bildern strahlt sie. Meine Mutter dagegen hat von früh bis spät diesen säuerlichen, missbilligenden Gesichtsausdruck – zumindest mir gegenüber.

Jedenfalls seit ich ihr erzählt habe, was wirklich abgeht mit dem Mann, den ich »Dad« nennen muss.

Susie Jukes. Ich lasse mir den Namen auf der Zunge zergehen. Sie ist verheiratet, hat aber den Namen ihres Mannes nicht angenommen. Der sieht noch cooler aus als sie – Gabriel Thompson, der sich aber »Gabe« nennt. Wenn man ihn googelt, kriegt man seitenweise Titel von Songs, die er geschrieben hat, und Schwärmereien über ihn. Sind zwar etwa zwanzig Jahre alt, aber trotzdem.

Werden die mit mir reden?

Werden sie mir glauben?

Werden sie mich vielleicht sogar lieben?

Erwarte nicht zu viel. Dass du geschrieben hast, ist schon ein Riesenschritt.

Außerdem hat sie zurzeit viel zu tun, morgen treten sie im Roundhouse auf. Als Vorband zwar, aber bei ihrem letzten Gig in Camden waren sie noch in einem kleinen Pub. Ich weiß alles über ihre Musik, ich hab den ganzen Feed gelesen, bis zu den Anfängen von Silverlink vor zwei Jahren.

Ich würde das Konzert ja gern anklicken – *371 Personen sind interessiert* –, aber dann wird das Monster es sehen. Der besteht nämlich darauf, dass Mum und er in den Social Media mit mir befreundet sind. *Zu deiner Sicherheit, Anna. Damit wir sehen können, ob du irgendwie gefährdet bist.*

Aber das ist natürlich nur eine Ausrede. In Wirklichkeit will der verhindern, dass ich irgendwo was über die Familie ausplaudere.

Wie er mit dem Lebensbrief umgegangen ist, war auch typisch. Auf der ersten Seite hatte die Sozialarbeiterin geschrieben: *Wann du ihn dann bekommen wirst, liegt bei deinen Eltern, aber ich vermute, wenn du etwa zwölf bist. Einige Teile könnten belastend für dich sein. Deshalb schlage ich vor, dass du den Brief deinen Eltern zeigst, wenn du ihn gelesen hast, damit ihr gemeinsam darübersprechen könnt.*

Zwölf? Sie hatte wohl nicht geglaubt, dass der noch drei Jahre länger wartet, dann in mein Zimmer gestapft kommt – er klopft inzwischen zumindest an, wartet aber nicht auf Antwort – und den Brief aufs Bett wirft, wo ich gerade meine Hausaufgaben mache.

Ich schaute auf die Blätter. »Was ist das?«

»Ein Brief. Von der Sozialarbeiterin, die du zum Zeitpunkt der Adoption hattest.«

Es war nur ein Stapel gefalteter Blätter ohne Umschlag. »Du hast ihn gelesen«, sagte ich.

»Ja, ich habe ihn durchgesehen. Um sicherzugehen, dass nichts darin dir schaden könnte.« Sein Blick war kalt. »Aber es stand nichts drin, was ich nicht schon gewusst hätte.«

»Warum hast du ihn mir nicht früher gegeben?«

»Ich fand es bislang nicht angebracht.« Was so viel hieß wie: *Ich wollte die absolute Kontrolle haben.*

»Und?«, fragte er ungeduldig, als ich die Blätter nicht anrührte. »Willst du ihn nicht lesen?«

»Doch, klar.«

Ich wartete darauf, dass er abhaute, er wartete, dass ich den Brief las. Demonstrativ steckte ich meine Kopfhörer in die Ohren und beschäftigte mich wieder mit den Hausaufgaben.

Er zuckte mit den Schultern. »Dann lass dir Zeit.«

Die Bemerkung war völlig überflüssig, aber er musste wie immer das letzte Wort haben. Aus dem Augenwinkel beobachtete

ich, wie er rausging, achtete darauf, keinerlei Gefühle zu zeigen, bis er verschwunden war. Aber ich war schon total aufgeregt.

Vielleicht kann ich den Brief benutzen, um sie zu finden. Vielleicht kann sie mir helfen.

GABE

CH schlage Susie die Methode »Erst mal drüber schlafen« vor: eine Antwort schreiben, die aber erst am nächsten Tag abschicken. Bei diesem heiklen Thema sollte man nicht voreilig handeln.

Zu meinem Erstaunen willigt sie ein. Sie beantwortet Annas Nachricht, speichert sie als Entwurf ab, und wir besprechen sie gemeinsam.

Liebe Anna,
es ist möglich, dass ich tatsächlich deine leibliche Mutter bin.
Ich würde dich sehr gern treffen, vorausgesetzt, dass deine Eltern damit einverstanden sind. Es gibt so viel zu erzählen. Aber fühl dich bitte von meiner Seite aus nicht gedrängt.

Viele Grüße

Susie

Ich habe relativ viel zu diesem Text beigetragen. *Liebe Anna*: ausgeschlossen, sie mit dem Namen Sky anzusprechen, der seit fünfzehn Jahren nicht benutzt wurde. *Vorausgesetzt, dass deine Eltern damit einverstanden sind*: Wir hatten erörtert, ob das Wort »Adoptiveltern« richtiger wäre. Aber dann hatten wir in Adoptionsforen gelesen, dass das nicht nur als beleidigend gilt, sondern auch nicht mit der Rechtslage übereinstimmt: Die neuen Eltern haben nach der Adoption sämtliche elterlichen Rechte und Pflichten. Und da

Anna erst fünfzehn ist, müssen wir uns der Zustimmung der Eltern versichern. Susie schien das nicht wichtig zu finden, nahm es aber in den Text auf. Ich vermute, weil sie selbst schon früh in ihrer Jugend entschieden hat, was sie ihren Eltern erzählt und was nicht, findet sie das bei ihrer Tochter auch okay.

Der Ton der Nachricht war ebenfalls mein Vorschlag: eher sachlich als emotional, weil Letzteres das Mädchen überfordern könnte. Also *Viele Grüße* und nicht *Alles Liebe*, was Susie sonst immer schreibt.

Dann fängt Susie an, fieberhaft das Internet zu durchforsten. Als Erstes schaut sie sich Annas Profil auf Facebook an, wo die Nachricht geschrieben wurde, aber es verrät seltsamerweise so gut wie gar nichts. Alles ist auf Privat gestellt, es gibt kein Foto, und sogar der Name besteht nur aus ihren Initialen, AM.

»Bitte sag mir, dass das kein furchtbarer Betrug ist.« Susie schaut mich ängstlich an, als sie mir die Seite zeigt.

»Vielleicht sehen die Facebook-Profile von Jugendlichen heutzutage so aus. Sind die nicht ohnehin inzwischen eher auf TikTok oder Discord?« Wie haben es häufig mit Scams zu tun – nicht zu vermeiden, wenn man eine öffentliche Person ist –, aber dieser Account wirkt auf mich eher wie meine eigene private Facebook-Seite in der Zeit, als wir noch mit der Band auftraten. Ich hatte damals einen Account, der nur zugänglich für Familie und Freunde war, streng getrennt von dem für die Band.

»Vielleicht hat sie einen zweiten«, sage ich.

Susie gibt Annas Namen in die Suchleiste ein und sagt im nächsten Moment: »Das könnte sie sein. Ja ... oh mein Gott, schau mal, Gabe ...«

Sie dreht das iPad zu mir. Auch hier ist alles auf Privat gestellt bis auf den Namen und das Profilbild: ein junges Mädchen, das bei einer Party eine Wunderkerze schwenkt. Das Mädchen trägt eine Beanie, die ihren Kopf bedeckt, aber die langen rotblonden

Haare fallen ihr über die Schultern, und es gibt ohnehin keinerlei Zweifel: die grünen Augen, die Wangenknochen – Anna sieht aus wie eine jüngere Version meiner Frau.

»Sie ist wunderhübsch, oder?«, sagt Susie schließlich.

Ich nicke. »Hat gute Gene von dir mitbekommen.«

»Das ist auch das Einzige«, erwidert Susie, klingt aber nicht bitter, sondern ergriffen.

»Warum hat sie wohl diesen Fake-Account benutzt, um dir zu schreiben?«

»Keine Ahnung.« Susie bleibt einen Moment stumm und fügt dann hinzu: »Vielleicht wollte sie sichergehen, dass niemand von ihrer Nachricht an mich weiß. Was immer auch das Motiv sein mag – sie will, dass unser Kontakt geheim bleibt.«

Am nächsten Morgen braucht Susie eine ganze Weile, bis sie sich überwinden kann, die Nachricht zu senden. »Geschafft«, sagt sie schließlich und starrt auf ihr iPad. »Aber bestimmt wird sie nicht schnell antworten. Sie ist ja sicher in der Schule, oder?« Es hört sich an, als müsse Susie sich selbst zur Geduld ermahnen.

Nach dem Lunch laden wir das Equipment für den Gig ins Auto und fahren zum Roundhouse. Susie ist sehr still während der Fahrt. Das kommt vor Auftritten häufig vor, weil sie ihre Stimme schonen will, aber heute fühlt sich das Schweigen anders an. Ich selbst bin auch nicht gesprächig, weil ich darüber nachdenke, wie sich der Kontakt mit Anna entwickeln wird und was er für uns bedeutet.

Als wir durch Chalk Farm fahren, sagt Susie unvermittelt: »Bitte halt mal an, Gabe.«

Ich fahre an den Straßenrand und schaue Susie an. Tränen rin-
nen ihr über die Wangen. »Was ist los?«, frage ich beunruhigt.

Sie zeigt auf ein junges Pärchen an der Straße. Der Vater trägt sein Baby mit einem Wickeltuch auf der Brust. Das Kind ist schon

alt genug, um in die Welt zu spähen, und seine winzige Strickmütze ist verrutscht. Die Mutter zieht sie zurecht, und das Baby strahlt sie fröhlich an.

»Entschuldige«, murmelt Susie tränenerstickt. »Manchmal tut es einfach so scheußlich weh.«

»Ich weiß.« Im Lauf der Jahre habe ich gelernt, dass ich wirklich nur das sagen kann. Nichts anderes macht es erträglicher, nichts anderes gibt Susie Hoffnung. Ich kann einfach nur für sie da sein und ihr vermitteln, dass ich weiß, was sie durchmacht. Außerdem, ich mache es ja selbst auch durch. Bei den ersten Fehlgeburten habe ich geweint wie ein Kind. Und inzwischen ist es so, dass wir beide diese Situation kaum noch ertragen können. Trauer ist so anstrengend. Und es erneut zu versuchen, ist auch irrsinnig anstrengend. Susie lässt sich wenig anmerken, was sie als Bühnenmensch auch gewohnt ist. Aber ich spüre, wie viel Kraft es sie kostet.

Behutsam sage ich: »Suze ... wäre es möglich, dass ein Treffen mit Anna etwas verschlimmert? Also dass die ganze Fertilitätsthematik noch schmerzhafter für dich wird, wenn du deine Tochter siehst und dir klar wird, dass du ihre Kindheit nicht miterlebt hast?«

Fertilitätsthematik ... wir benutzen selbst nur sachliche medizinische Begriffe, nicht einmal Wörter wie *Kinderwunsch* oder – Gott behüte! – *Unfruchtbarkeit*, was eine unsensible Krankenschwester einmal sagte und was für uns wie die Strafe einer zornigen Göttin klang.

»Ja«, sagt Susie leise. »Das wäre schon möglich. Aber wir müssen es trotzdem durchziehen. Für sie.«

Ich bin dankbar, dass Susie »wir« sagt.

Große Banner hängen am Roundhouse, der Name von Silverlink steht unter dem der Hauptband. Wir fahren zum Hintereingang, laden das Equipment aus und fangen mit dem Aufbau an. Nach

und nach trudelt der Rest der Band ein, und sie machen Soundcheck. Viel Geld verdient Silverlink nicht an diesem Abend – sogar bei mittelgroßen Veranstaltungsorten wie diesem beläuft sich die Gage nur auf ein paar hundert Pfund, von denen der größte Teil an Promoter und Agentur geht. Aber dieses Konzert ist wichtig fürs Renommee der Band, auch wenn nur ein Drittel der Halle gefüllt ist, als Silverlink auf die Bühne kommen und mit Applaus begrüßt werden.

Beim dritten Song, »Red Rusty Mountain«, kommt Susie plötzlich ins Stocken. Im ersten Moment denke ich, dass sie den Text vergessen hat, aber sie ist ein Top-Profi, so was würde ihr nie passieren. Dann merke ich, dass sie wie gebannt ins Publikum starrt. Ich stehe seitlich an der Bühne mit der Gitarre für den nächsten Song, kann deshalb nicht erkennen, was los ist.

Als ich einen Schritt vortrete, sehe ich es.

Anna steht ganz vorn. Sie sieht noch hübscher aus als auf ihrem Profilbild – der Pony kürzer, die rotblonden Haare mit einem Stoffhaargummi zurückgebunden, wie Susie es eine Zeitlang auch machte. Und Anna sieht der früheren Susie zum Verwechseln ähnlich.

Einen Augenblick lang starren die beiden sich an, als hätten sie die Welt um sich her vergessen. Dann setzt das Schlagzeug ein, Susie singt weiter, als sei nichts gewesen. Besorgt behalte ich sie ein paar Sekunden im Auge. Als ich wieder ins Publikum schaue, ist Anna verschwunden.

ANNA

Hi, Susie,

tut mir echt leid, dass ich so überraschend bei deinem Konzert aufgetaucht bin. Ich wollte dich einfach mal sehen und dachte, dass du mich wegen des Scheinwerferlichts nicht erkennen könntest! Hab mich sofort nach hinten verzogen, um dich nicht mehr abzulenken.

Tut mir auch total leid, dass ich nicht bis zum Ende bleiben und dann mit dir sprechen konnte. Die Wahrheit ist: Meine Eltern wussten nichts davon, dass ich bei dem Konzert war. Sie hätten mir niemals die Erlaubnis gegeben, alleine auszugehen, und schon gar nicht zu einem Auftritt von dir. Wäre ich länger geblieben, wären sie dahintergekommen, wo ich war.

Wenn du mich immer noch treffen möchtest – wie wäre morgen um drei? An der Varley Parade in Colindale gibt es ein Café, Bustos. Ich habe aber leider nur eine halbe Stunde Zeit.

Anna x

SUSIE

ES wunderte mich nicht, dass sie in London lebte. Colindale gehörte zu Barnet, wo ich damals gewohnt hatte, und das dortige Jugendamt hatte die Adoption organisiert. Ich war auch nicht überrascht, dass sie heimlich zu meinem Auftritt gekommen war. Diese Eltern schienen mir ganz klar der Grund dafür zu sein, dass sie unglücklich war.

So deutete ich die Nachricht, aber Gabe sah das etwas anders. »Es war mitten in der Woche«, gab er zu bedenken. »Ich denke, die meisten Eltern würden eine Fünfzehnjährige nicht in ein Konzert gehen lassen, wenn am nächsten Tag Schule ist. Und schon gar nicht alleine.«

»Aber es hört sich so merkwürdig an, findest du nicht?«, wandte ich ein. »Die Erlaubnis gegeben? Das klingt total autoritär, finde ich. Und wie hätten denn die Eltern herausfinden sollen, wo sie war? Da stimmt doch auch was nicht.«

»Vielleicht liest du da zu viel hinein«, sagte Gabe vorsichtig. »Willst du sie also wirklich treffen?«

»Aber sicher.« Ich sah ihn eindringlich an. »Als ich sie da im Publikum entdeckt habe, Gabe – das war wie ein elektrischer Schlag. Als kämen wir nach all den Jahren in Berührung. Ich könnte gar nicht mehr zurück, selbst wenn ich es wollte.«

Er nickte. »Ja, okay. Verstehe ich.«

Ich griff nach meinem iPad, zögerte jedoch. Es war so ein

gigantischer Schritt. »Aber ich habe schon Angst«, gestand ich.
»Wenn ich sie jetzt gar nicht mag? Oder sie mich nicht?«

Gabe drückte mir beruhigend die Schulter. »Du musst einfach auf dein Bauchgefühl vertrauen. Das wird schon, denke ich.«

Aber er sah trotzdem besorgt aus.